

## DREI KAMERADINNEN

Kasih, Saya und Hani sind seit ihrer Kindheit, die sie gemeinsam in einer Siedlung am Rand einer mittelgroßen Stadt verbracht haben, enge Freundinnen. Inzwischen sind sie erwachsen, haben eine Ausbildung oder ein Studium beendet, mit sehr guten Noten. Doch Kasih sucht nach einem Job, schon seit Ewigkeiten – die Bewerbungen stapeln sich, und was das Jobcenter für sie vorschlägt, ist eine Anstellung im Callcenter. Das einzige Angebot, das zumindest ihrer Qualifikation als Soziologin entspricht, ist eine Stelle beim Migrationsdienst. Das entspricht zwar absolut nicht ihrem Studienschwerpunkt, sie aber aufgrund ihrer Geschichte in diesem Bereich anscheinend zur Expertin macht.

Es wird schnell klar, dass die drei Freundinnen mehr verbindet als nur das Aufwachsen in derselben Gegend. Alle drei haben Eltern, die nach Deutschland migriert sind, und Namen, an denen das abzulesen ist. Daraus ergeben sich Erfahrungen und Übereinstimmungen, die ihre Haltung prägen. Zum Beispiel ist Saya der Meinung, dass Antifaschistin zu sein, keiner besonderen Benennung oder Beachtung bedarf, sondern findet es ziemlich merkwürdig, wenn, vor allem weiße Menschen, sich dies auf die Fahnen schreiben. Für sie ist das eine Selbstverständlichkeit. Saya verfolgt intensiv Kommentare und Chats von Nazis, Prozesse gegen rechte Mörder und verzweifelt fast daran. Hani ist die harmoniebedürftige der drei Freundinnen, die immer erst einmal für alles eine positive Erklärung sucht und mit dieser Haltung ihre gute Laune bewahrt, während Saya das Gefühl hat, bald zu explodieren, weil Menschen sich unbedacht oder bewusst rücksichtslos, rassistisch oder sexistisch verhalten.

Das ganze Buch ist ein Bericht, den Kasih in einer Nacht an die Lesenden schreibt, während sie darauf wartet, dass Saya, die bei ihr aus einer anderen Stadt zu Besuch ist, nach Hause kommt. Saya wird vorgeworfen, einen Brand gelegt zu haben, entweder aus islamistischen oder aber linksradikalen Motiven. Am Anfang ist Kasih unsicher, wie sie diesen Bericht überhaupt schreiben kann: „Ich höre jetzt auf weiterzuschreiben. Das hat keinen Zweck, denn ich versuche mir permanent vorzustellen, wer ihr seid, während ihr euch vorzustellen versucht, wer wir sind. Wir sind nicht so anders als ihr. Das denkt ihr nur, weil ihr uns nicht kennt“.

Kasih schreibt, während sie wartet. Sie reflektiert das Aufwachsen in Deutschland für Menschen, die immer und immer wieder auf die ihnen zugeschriebene Herkunft angesprochen und in entsprechende Schubladen sortiert werden. Entsprechend bleibt Kasih in ihrem Bericht auch konsequent und macht den Leser\*innen klar, dass die bewusst oder unbewusst gestellte Frage nach der Herkunft der Eltern von Saya, Hani und Kasih eine Methode zur Einkategorisierung in ein bestimmtes Schema ist – und die im Buch genau daher unbeantwortet bleibt.

Shida Bazayr: Drei Kameradinnen. Kiepenheuer & Witsch, 349 S., 22€.

## DER BRAUNE BÄR FLIEGT ERST NACH MITTERNACHT

Welche Naturschätze befinden sich eigentlich vor unserer Haustür und wie geht es den uns doch



eigentlich vertrauten Tieren und Pflanzen in unserer Nähe?

Die Journalistin Johanna Romberg hat sich auf die Suche gemacht und beschreibt in neun

Kapiteln, wie sich engagierte Naturschützer\*innen für Uhus, seltene Flussmuscheln, Hasen, Vögel und dem titelgebenden Braunen Bär, einem Nachtfalter, in die Bresche schlagen und den Kampf für mehr Arten- und Naturschutz führen.

In oft mühsamer Kleinarbeit, Rückschläge gehören leider dazu, versuchen die Fürsprecher\*innen Lebensräume zu erhalten oder wieder herzustellen, und werden oftmals damit belohnt, dass sich nicht nur der Bestand der jeweiligen bedrohten Tierart erholt, sondern die Maßnahmen sich auch positiv auf die Biodiversität auswirken. Johanna Romberg hat sie ein Stückchen begleitet und lässt die Leser\*innen durch ihre begeisterte Beschreibung teilhaben an der (Wieder-)Entdeckung bekannter und nicht so bekannter Fauna und Flora in unserer Nähe.

Zwischen den Kapiteln gibt es, farblich leicht abgesetzt, Kurzausflüge der Autorin in die Umgebung. Die wunderbaren Illustrationen von Florian Frick runden das Ganze ab und machen aus dem lesenswerten Sachbuch einen echten

Hingucker.

Außerdem empfehlenswert: „Federnlesen“ von der gleichen Autorin.

Johanna Romberg: Der Braune Bär fliegt erst nach Mitternacht. Quadriga, 288 S., 28€. Johanna Romberg: Federnlesen. Lübbe, 304 S., 28€.

## ENGLAND IN DEN 80ERN

Mitte der 1980er in London, nichts ist mehr wie noch vor wenigen Jahren. Die Macht der Gewerkschaften ist seit der Niederlage im Bergarbeiterstreik gebrochen. Margaret Thatcher hat das Ende der Gesellschaft ausgerufen („There’s no such thing as society“). Ökologische Katastrophe und Kalter Krieg lassen an der Zukunft zweifeln. Rassismus breitet sich aus und wird immer mörderischer. Duffy allerdings hat für diese Dinge keinen Blick, hat sich doch sein Leben ebenso rasant verändert wie die Umstände, in denen er lebt. Vor kurzer Zeit war er noch ein aufstrebender Polizeibeamter, nun jedoch, einen Skandal später, muss er sich als Privatdetektiv durchschlagen und hat wohl keine andere Wahl, als jeden Auftrag anzunehmen, der sich ihm darbietet. Zu allem Überfluss läuft es auch mit seiner Freundin nicht allzu gut, dafür aber umso besser in den verschiedenen Schwulenklubs der Stadt.

So ergeht es ihm auch im ersten von vier Teilen der Duffy-Reihe von Dan Kavanagh, indem er von einem verzweiferten Ehemann beauftragt wird herauszufinden, wer seine Frau überfallen und seine Katze umgebracht hat und ihn jetzt erpresst. Um diesen Fall zu lösen, muss Duffy tief in einen Teil seiner eigenen Vergangenheit vordringen, den er am liebsten vergessen würde. In *Heiße Fracht*, dem zweiten Teil der Reihe, muss Duffy am Londoner Flughafen, dem Ort, den er mit seiner Flugangst eigentlich nie betreten wollte, mysteriöse Diebstähle aufklären.

Die Duffy-Reihe sind Dan Kavanaghs einzige Krimis, die er Mitte der 1980er verfasst hat und die (in teilweise neuer Übersetzung) seit zwei Jahren neu im Kampa Verlag erscheinen, einem Verlag, der hauptsächlich alte Krimis in schöner Aufmachung neuveröffentlicht und besonders durch die Herausgabe des Werks von Georges Simenon bekannt geworden ist. Dan Kavanagh schreibt derweil unter seinem Pseudonym Julian Barnes anstrengende Romane. Wer die Duffy-Romane noch nicht gelesen hat, sollte dies endlich

nachholen. Neben der skurrilen Hauptfigur Duffy bieten sie ein Panorama der gesellschaftlichen Konfliktlinien Englands der 1980er Jahre.

Dan Kavanagh: Duffy. Kampa-Verlag, 253 S., 16,90€.

Dan Kavanagh: Heiße Fracht. Kampa-Verlag, 252 S., 17,90€.

## HOL DEN BALL, TOM

Sofies Papa Pablo versucht, ihrem Dackel Tom beizubringen, dass er einen Ball apportiert. Tom hat aber nicht so große Lust und möchte lieber auf seiner Decke liegen. Dann kommt Sofie, und Tom springt freudig dem Ball hinterher, und natürlich bringt er ihn zurück. Sofie weiß: Tom kann das alles längst.

Weil aber beim wilden Spielen eine Vase zu Bruch geht, gehen Papa Pablo, Sofie und Tom in den Park. Auch dort zeigt sich das gleiche Bild. Wenn Papa Pablo den Ball wirft, hat Dackel Tom Wichtigeres zu tun: Schnüffeln, Pinkeln, andere Hunde begrüßen ... Schließlich landet der von Papa Pablo geworfene Ball im See, und Papa Pablo möchte den Ball gern wieder haben, denn er war ja auch teuer!

Da Sofie aber unsicher ist, ob der Dackel mit seinen kurzen Beinchen tatsächlich schwimmen kann, schickt sie ihn nicht in den See, sondern Papa Pablo selbst muss schwimmend den Ball aus dem Wasser holen und bekommt dafür Applaus von Sofie und anderen Hunden, die vergnügt zuschauen. Zuhause ist Papa Paul ein wenig irritiert über den nassen Papa Pablo, und Sofie erzählt ihm, dass sie und der



Dackel Papa Pablo heute das Apportieren beigebracht haben.

Eine witzige Hundegeschichte, mit viel Verständnis für die Freundschaft zwischen einem Dackel und einem Kind, das die Bedürfnisse des Hundes respektiert und gleichzeitig Erwachsene auf die Schippe nimmt, die ein bestimmtes Bild davon haben, was ein Hund ihrer Meinung nach tun sollte. Ganz undramatisch, da an keiner Stelle extra

erwähnt, wird klar, dass Sofie mit ihren beiden Vätern zusammenlebt, und somit spiegelt dieses Bilderbuch auch eine queere Normalität, die sehr gut gelungen nebenbei erzählt wird.

Bette Westera/Noëlle Smit: Hol den Ball, Tom! Bohem Press, 32 S., 15 €, für Kids ab drei Jahren.

Es gibt auch den ersten Band, in dem erzählt wird, wie Sofie, der Dackel und die beiden Papas sich kennenlernen.

Bette Westera/ Noëlle Smit: Hallo, Teckel Tom. Bohem Press, 32 S., 15 €.

## **HOYERSWERDA - VON DER SOZIALISTISCHEN WOHNSTADT ZUR POGROMSTADT**

Grit Lemke hat mit „Kinder von Hoy“ ein Portrait der Lausitz, eine „kollektive“ Erinnerung von sechzehn Aufwachsenden in den 60er und 70er Jahren vorgelegt. Seit 1955 wurde Hoyerswerda als Wohnstadt für das neue Gaskombinat „Schwarze Pumpe“ aufgebaut, in 10 Wohnkomplexe (WK) zogen Arbeiter:innen, Ärzt:innen, Maschinisten, Krankenschwestern, Künstler:innen, Lektor:innen, Lehrer:innen und Direktoren, die Tür an Tür wohnten.

In jedem WK entstanden Kindergärten und Schulen, Kaufhallen und Gaststätten, Dienstleistungsbetriebe und sogar ein Planetarium. Die Bewohner:innen konnten sogar ihre Wäsche zum Waschen abgeben. Die Eltern arbeiteten im Kombinat „Schwarze Pumpe“ im Dreischichtensystem, der Transfer fand mit Schichtbussen bzw. Fahrrädern statt. Das private Auto (wenn vorhanden) stand in der Garage und wurde von den Vätern nur selten bewegt. Die Kinder genossen die Stadt als Ort der Freiheit, sie wurden weitläufig behütet von vielen Menschen, bis zu den immer ansprechbaren „Kittelschürzen“. Für die Kinder begann die Welt mit der Kittelschürze. „Eine Kittelschürze ist alle Kittelschürzen. Hat man etwas ausgefressen, geht man besser jeder aus dem Weg. Hat man ein aufgeschlagenes Knie oder eine Rotznase, kann man sich an jede wenden“. Die WK waren in der „Stadt der sozialistischen Zukunft“ modern, es gab Wasserklosetts, Zentralheizungen und geräumige Familienwohnungen.

Lemkes „Kinder von Hoy“ bewegen sich vor und nach der Wende in einem selbstgeschaffenen, avantgardistischen Kultur- und Künstlertmilieu. Die Interviewten erzählen in Orginalzitatzen im typischen Hoy-Sound: „man geht auf Orbeet in die Pumpe“. Sehr anschaulich ist auch beschrieben, wie sich das Kinderkollektiv das DDR-Kulturangebot aneignet, symbolisiert als „tragbare kulturelle Bildung“: in jeder Wohnung ein gefülltes Bücherregal in einer durch und durch proletarischen Stadt. Auch die Szenen der Brigade Feuerstein in ihrem Kellerclub FMP (eine ehemalige Bockwurstbude) sowie später im „Laden“ zeigen, wie sich eine Kleinkunstszene entwickelt, z.B. mit Gundermann und Theaterstücken bis zu einer Dada-Soiree.

Im September 1991 begannen die Pogrome, in der Stadtgesellschaft bis heute ein komplettes Tabu, und für die Kinder von Hoy begann ein Trauma. „Nachdem die Vertragsarbeiter und die Asylbewerber verjagt worden waren, war die Stadt fest im Griff der Rechten, und sie jagten uns. Wir waren nicht nur Linke. Es hat schon gereicht, wenn man einen Vollbart und lange Haare hatte. Die ganze Stadtgesellschaft brach auseinander. Die Leute wurden arbeitslos, später die Häuser abgerissen, und dann bricht noch Dein innerer Kreis weg, weil Du Angst hast, dich zu treffen. Man wusste wirklich nicht, was man machen sollte. Und dann ziehst Du weg. ...Denn es ist ja nicht so, dass die Stadtgesellschaft hinter dem Pogrom stand. Die war indifferent und hat sich nicht artikuliert“ (Grit Lemke in einem Interview).

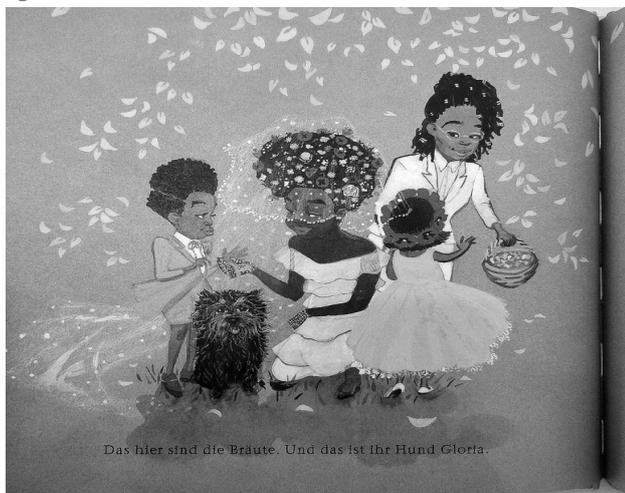
Grit Lemke: Kinder von Hoy. Freiheit, Glück und Terror. Suhrkamp, 255 S., 16€.

## **JULIAN FEIERT DIE LIEBE**

Das Bilderbuch „Julian feiert die Liebe“ ist das zweite Buch von Jessica Love über Julian - gemeinsam mit seiner Großmutter und seiner Freundin Marisol geht er auf eine Hochzeit.

Alle haben sich dafür schön angezogen, um gemeinsam mit den beiden Bräuten deren Liebe zu feiern. Aber nur am Tisch zu sitzen ist den beiden Kindern schnell zu langweilig, und sie toben mit Gloria, dem Hund des Brautpaars, durch den Garten. Marisol, Julian und der Hund haben sehr viel Spaß, allerdings wird Marisols Kleid ziemlich dreckig. Doch Julian hat eine Idee: Er leiht ihr einen Teil seiner Kleidung und verschönert sie mit einer

Pflanze aus Ranken. Als die Großmutter von Marisol die beiden entdeckt, ist sie keineswegs sauer, sondern freut sich, dass die beiden eine so gute Zeit zusammen hatten und eine Lösung gefunden haben.



Das hier sind die Braute. Und das ist ihr Hund Gloria.

Und wie könnte es anders sein, am Ende wird getanzt und schließlich schlafen Marisol und Julian unter einem Baum eingekuschelt ein, während die Feier im Garten weitergeht.

Wie schon im ersten Buch „Julian ist eine Meerjungfrau“ stellt das Bilderbuch ganz nebenbei stereotype Geschlechterbilder in Frage. Besonders an diesem Buch, das schon für kleine Kinder ab drei Jahren geeignet ist, ist auch die reduzierte Sprache, die durch eine wunderschöne Bildsprache von Freundschaft und Liebe erzählt. Alle Personen sind People of Color, und so ist das Buch auch eines der wenigen deutschsprachigen Bücher, das ein Schwarzes Kind als Hauptfigur zeichnet. Insgesamt einfach wunderschön gezeichnet mit einer Geschichte, die glücklich macht.

Jessica Love: Julian feiert die Liebe. Knesebeck, 32S., 13€, für Kids ab 4 Jahren.

## WAS EINMAL ROT WAR

Rocco sitzt im Zug. Er studiert in Berlin und hat einen lausig bezahlten Job. Auf dem Weg nach Köln zu seiner Mutter grübelt er: Wie haben seine Eltern gelebt, bevor er sie bewusst wahrnahm? Nach dem Tod seines Vaters Antonio ist nun auch Lucia gestorben. Sie lebte in Rom und war früher eine sehr gute Freundin seiner Mutter. Rocco hat noch nie von ihr gehört, ihn hat die Geschichte seiner Eltern bisher auch nicht interessiert. Erst nach dem Tod seines Vaters fanden sich Bruchstücke einer weit zurückliegenden Vergangenheit, die Cruci, seine Mutter, nie

erwähnte. Daher will er seine Mutter nach Italien zu Lucias Beerdigung begleiten und erhofft sich, mehr über die Geschichte seiner Eltern zu erfahren.

Cruci und Lucia lernen sich Ende der 70er an einer Parteischule der Kommunistischen Partei Italiens kennen. Dort studiert auch Antonio. Die beiden Frauen kommen aus sehr unterschiedlichen Verhältnissen, Cruci aus einer proletarisch-kommunistischen Familie, die in Palermo lebt. Sie ist die erste aus der Familie, die Sizilien verlässt und in die Nähe von Rom zieht. Entsprechend groß sind ihre Freude und ihr Stolz. Lucia kommt aus einem wohlhabenden, bürgerlichen und kommunistischen Elternhaus. Der Vater ist Parteifunktionär.

Die beiden werden unzertrennlich. Sie studieren den Marxismus, diskutieren über die Politik der Partei, kritisieren, dass die Frage der Unterdrückung der Frauen und der Migrant\*innen und die Homosexualität keine Rolle in der Parteipolitik spielt. Sie nehmen sich vor, dies gemeinsam zu verändern. In ihrer Freizeit streifen sie durch Rom, diskutieren mit Genoss\*innen und lassen es sich gut gehen. Hier kommt noch einmal der Klassenunterschied von Cruci und Lucia zum Vorschein: Lucia bewegt sich überall selbstbewusst, während Cruci eine neue Welt entdeckt. Cruci lernt Antonio kennen und lieben. Später wird sie mit ihm nach Köln in die BRD gehen. Er hat dort einen Posten als Funktionär der Exil-PCI, und dort engagiert sich auch Cruci.

1978 hat die PCI fast 2 Millionen Mitglieder. Es ist es fünf Jahre her, dass Berlinguer, der Vorsitzende der PCI, den historischen Kompromiss zwischen PCI und Christdemokraten geschlossen hat. Dieser ist nicht nur in der Neuen Linken, sondern auch in der PCI sehr umstritten. Aldo Moro wird entführt. Es sind turbulente Zeiten für Italiens Linke. Der Roman setzt nach der Entführung ein und die politische Situation der italienischen Linken, hier hauptsächlich der PCI, dient dem Roman als Hintergrund.

Besonders die Schulen der PCI zur Ausbildung ihrer Funktionäre in Italien dürften hier unbekannt sein, ebenso wie die Migrant\*innenorganisationen und Gewerkschaften der PCI.

Enrico Ippolito: Was rot war, Roman. Kindler Verlag, 283 Seiten, 20 €.

Wer neugierig geworden ist und mehr über die Geschichte und Gegenwart der Linken in Italien

wissen möchte, greife zu:

Jens Renner: Die Linke in Italien – Eine Einführung, Mandelbaum Verlag, 176 Seiten, 12 €.

## **DIE ETABLIERTE „BOHEME“ DER DDR UND IHR ZERFALL**

Kairos wird von den Griechen als ein glücklicher Moment bezeichnet und als Gottheit personifiziert. Der glückliche Moment im Roman setzt 1986 unter einer Ost-Berliner S-Bahn Brücke ein und endet sechs Jahre später. Es entwickelt sich eine *Amour fou* zwischen Hans (Jahrgang 1933) und Katharina (Jahrgang 1967 - wie die Autorin des Romans). Er arbeitet als „fester Freier“ beim Rundfunk, sie absolviert nach dem Abitur eine Lehre als Setzerin im Staatsverlag. Hans lebt in einer arrangierten Ehe, wo beide sich ihre Freiheiten lassen.

Dieses ungleiche Paar denkt beim ersten intensiven Zusammentreffen, untermalt von Mozarts Requiem, „Nie wird es wieder so sein wie heute“ (Hans) und „so wird es nun sein für immer“ (Katharina). Im Verlauf der Beziehung entpuppt sich Hans als Macho, aus der reinen Liebe wird ein Machtspiel, sie darf kein eigenes Leben mehr führen und wird degradiert. Sie wird ein Anhängsel des älteren Mannes, nur „eine Außenstelle ist sie von seinem Leben.“ Im Verlauf der Liebesgeschichte sickert langsam die Zeitgeschichte ein, die Wendezeit, der „Beitritt“. Der Roman zeichnet auch ein Portrait der DDR-Kulturintelligenzia in der Wendezeit, die innere Emigration in praktische Angepasstheit und ungefährliche Dissidenz.

Jenny Erpenbeck kennt diese Szene aus ihrer Familienherkunft, sie arbeitete in verschiedenen Bereichen mit Heiner Müller zusammen. Deshalb ermöglicht Kairos auch einen tiefen Einblick in das untergegangene Staatsgebilde, im Prolog und Epilog wird der Charakter des intellektuellen Schriftstellers dargelegt. Ob die Leser:innen nun den Fokus auf die schicksalhafte Liebesbeziehung legen oder sich einen spannenden Abschnitt der Zeitgeschichte aneignen, *Kairos* kann als einer der besten Wenderomane empfohlen werden.

Jenny Erpenbeck: Kairos. Penguin, 379 S., 22€.

## **DREI SCHICKSALE**

Es ist das Jahr 1983 in Kalkutta, Westbengalen, Indiens östlichem Bundesstaat. Die Regierung wird

von der Communist Party of India (CPI/M) gestellt. Sie arbeitet mit der Sowjetunion zusammen und unterhält diplomatische Beziehungen zu den Vereinigten Staaten. Hier wächst Tania auf, von der Mutter geschlagen, vom Vater erst geliebt, dann vernachlässigt.

Sie versteckt sich im Buchladen ihres Vaters und liest. Erst sind es Kinderbücher, dann entdeckt sie die russische Literatur: Gorki, Tschechow und die Bücher des Raduga-Verlags, eines surrealistischen Verlags, der ab 1920 in Moskau Bücher für Kinder und Erwachsene herausgab. Russische Literatur ist in Westbengalen weit verbreitet und viele Titel sind ins Bengalische übersetzt worden. Die Literatur ist ihr Widerstand gegen den Alltag, lässt sie in fremde Inhalte und Leben eintauchen. Was ihre Lebenssituation natürlich nicht einfacher macht, aber hilft, eigene Perspektiven zu entwickeln.

Tania gelingt es, sich von der Familie zu trennen. Die Ansprüche an ein Frausein, dem sie nie entsprechen wollte, hinter sich zu lassen. Sie geht an die Universität. Etwas später schreibt sie sich in einen Russisch-Kurs ein. Einer ihrer Träume ist erfüllt. Sie schließt sich der kommunistischen Student\*innenorganisation an und wird ausgeschlossen. Ich bin zu undogmatisch, denkt sie ...

Tania besinnt sich auf den Raduga-Verlag und dessen jüdischen Verleger Lew Kljatschko. Sie ist immer noch fasziniert vom Verlagsprogramm und möchte Kontakt zu ihm aufnehmen. Schließlich gelingt es ihr, die Adresse seiner Tochter ausfindig zu machen, und sie schreibt ihr.

Adel, so der Name der Tochter, ist aufgewühlt von Tanias Brief. Sie lebt, achtzigjährig, in St. Petersburg. Sie wird von der Geschichte ihres Vaters und des Verlages berichten, sich erneut an die Säuberungen der Stalinzeit erinnern.

Mir hat gefallen, wie Shumona Sinha die drei Schicksale von Tania, Adel und Lew verknüpft, die eng mit Literatur verwoben sind und unter politischer Repression leiden und gelitten haben, und wie sie die Situation in Westbengalen der 1980er und im Moskau der Stalinzeit verbindet.

Shumona Sinha: Ein russisches Testament. Edition Nautilus, 183 S., 20 €.

## **EIN FORMALIE IN KIEW**

„Mir brauch'n jetzt nür nöch eine arneuerde Gebürdsürgünde un eine Abösdille von Ih'n.“ Das sind Frau Kunzes Worte, der Sachbearbeiterin auf

der Leipziger Ausländerbehörde, bei der sich Dmitrij eingefunden hat, um die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen.

Statt Residenzpflicht, die seinen Wohnort innerhalb Sachsens festlegt, Freizügigkeit. Statt der zukünftigen Vermieterin den ukrainischen Pass vorzulegen, die sich daraufhin fast belogen fühlt, als ob er sie durch Sprache und Aussehen habe täuschen wollen, einfach das Papier mit dem Bundesadler auf den Tisch legen. Reisen können in fast alle Länder der Welt, ohne Visaanträge.

So beschließt er, auf der von Katzen vollgepissten Treppe seiner Mutter sitzend, den deutschen Pass zu beantragen. Nach einem Vierteljahrhundert in Deutschland und seinem Werdegang sollte das doch eigentlich kein Problem sein.

Nun, Geburtsurkunde in Übersetzung, Loyalitätserklärung zur deutschen Verfassung, Nachweis, dass er genügend Einkommen vorzuweisen hat – alles ist für den Einbürgerungsantrag eingereicht. Außer der noch fehlenden Apostille, in Frau Kunzes Erklärung: Die behördliche Bestätigung einer behördlichen Bestätigung der nächsthöheren Behörde. Wo diese erhältlich ist? Nur in der Ukraine. Aber wie kommt man in der Ukraine an so ein behördliches Dokument?

Beziehungen und Bestechung sind vonnöten, aber er hat weder Ahnung, wie das mit dem Bestechen gehen soll, noch gute Freunde, die ihm dabei helfen können. Also reist Dima nach Kiew, in ein Land, dessen Sprache er nicht spricht oder versteht, das er als Kind mit seinen Eltern verlassen hat und dessen bürokratische Besonderheiten ihm völlig fremd sind. Zum Glück ist er doch nicht auf sich allein gestellt, sondern bekommt Unterstützung von Bekannten seiner Eltern.

Aber auch die Geschichte seiner Eltern ist Teil des Buches, Damals-Mama, die in seiner Erinnerung ganz anders weiterlebt, und Heute-Mama, die sich in die Zucht sibirischer Katzen zurückgezogen hat. Damals-Leonid, Dimas Vater, der immer unterwegs und wortgewandt war, und nun auf ihn oft hilflos wirkt. Die Reise in die Ukraine bringt ihm seinen Eltern wieder näher. Als er schließlich auf dem Rückweg bei der Einreise in die BRD mit seinem Vater an der Passkontrolle steht, wird die Absurdität der unterschiedlichen Behandlung von Zugehörigen und scheinbar Fremden noch einmal exemplarisch deutlich.

Die autobiografische Erzählung ist auf eine Weise unglaublich witzig und unterhaltsam, aber sie nutzt

kulturalistische Klischees nicht für stumpfe Lacher, sondern nur, um genau diese der Leser\*in deutlich zu machen und sie zu widerlegen. Dabei flicht Dmitrij Kapitelman pointiert gesellschaftliche und politische Verhältnisse sowohl in Deutschland als auch in der Ukraine ein und verbindet alles zusammen mit seiner jüdisch-ukrainisch-deutschen-Familiengeschichte.

Ein Buch, das leider viel zu schnell ausgelesen ist, sich auch wunderbar zum Vorlesen eignet und die Leser\*innen zum Schmunzeln, Ärgern, Kopfschütteln und Nachdenken bringt.

Dmitrij Kapitelman: Eine Formalie in Kiew. Hanser Verlag, 176 S., 20€.

## US-GEHEIMDIENSTE UND NAZIS

Von 1942-1945 existierte in den USA ein Ausbildungslager, Camp Ritchie, in dem vorwiegend Emigrant:innen (etwa Klaus Mann oder Stefan Heym) ausgebildet wurden, zur psychologischen Kriegsführung gegen die Nazis, für den Geheimdienst und für Aufgaben in Deutschland nach dem Sieg über die Nazis. Paula Bloom, die Tochter eines Amerikaners, der in Berlin Berater der IG-Farben war, flüchtete 1937 in die USA und kehrt 1945 nach einer Ausbildung im Camp Ritchie nach Deutschland zurück. Nach ein paar Zwischenstationen landet sie in Oberursel, wo der US-Geheimdienst die Weichen für die Zukunft stellte: gegen die Sowjetunion. Dafür war die Expertise von Nazis willkommen – einige wurden zwar in Nürnberg vor Gericht gestellt, aber vielen anderen gelang entweder die Flucht oder der nahtlose Übergang in die Dienste des neuen Brotherrn.

In Oberursel begegnet Paula einigen Nazis und ist entsetzt, wie gut sie behandelt werden, und sie trifft auf einen vermeintlichen Meisterspion und soll herausfinden, ob seine Geschichte(n) der Wahrheit entsprechen und der Geheimdienst ihm vertrauen kann. Während Paula und ihr guter Freund Sam ihre Arbeit tun, die, wie sie meinen, eigentlich darin besteht, Nazis zu enttarnen, zur Verantwortung und aus dem Verkehr zu ziehen, entfaltet sich das Panorama eines Nachkriegsdeutschlands, in dem zu großen Teilen mit Hilfe der Besatzungsbehörden das Gegenteil davon passiert, was sich Paula vorstellt. Dieser Widerspruch lässt Paula nicht zur Ruhe kommen, er durchzieht alles, was sie tut, und bei einigen Passagen des Buches stehen sich

Zornestränen in die Augen der Leser:innen angesichts der Unverfrorenheit, mit der Nazis in Deutschland nach '45 auftraten, und angesichts der Unverfrorenheit, mit der die Behörden sie gewähren ließen oder ihnen offen halfen. Parallel dazu erzählt der vermeintliche Spion oder Doppelagent, was er in Osteuropa erlebte – und diese Geschichte ist auch für Paula persönlich interessant.

Das Buch ist mehreres zugleich: historischer Roman (sehr nah an der Realität und gut recherchiert), Spionagethriller, sogar eine leise Liebesgeschichte kommt vor, und sehr oft stellt sich beim Lesen Fassungslosigkeit und Wut darüber ein, wie viele Nazis in der Nachkriegsordnung unterkamen.

Andreas Pflüger: *Ritchie Girl*. Suhrkamp, 463 S., 24€.

## WIE FRIDAYS FOR FUTURE DOCH ERFOLG HABEN KÖNNTE

Irgendjemand erzählt, dass die Erwärmung der Ozeane zu einer massiven Abnahme des Gehalts an Omega-3-Fettsäuren in Fischen führe. Und da diese Fettsäure essentiell notwendig für die Verarbeitung von Signalen in menschlichen Gehirnen sei und die Menschen durch den Klimawandel davon weniger konsumierten, könne es sein, dass die kollektive Intelligenz der Menschen abnehme. Ein zweiter erklärt darauf: „Das würde vieles erklären.“

Dieses Gespräch zwischen zwei Unbenannten steht irgendwo in Kim Stanley Robinsons neuem Roman *Das Ministerium der Zukunft*. Robinson, einer der profiliertesten Science-Fiction-Autoren der Gegenwart (und ein *demokratischer Sozialist*), beschreibt in einigen Romanen seit 40 Jahren, welche sozialen Folgen der Klimawandel für die Menschen haben könnte, meist etwas entfernt in der Zukunft oder jenseits aktueller Diskussionen. In seinem neuen Roman nimmt er jedoch kein Blatt vor den Mund.

Der Roman beginnt in der nahen Zukunft mit einer Hitzewelle sondergleichen in Indien, die unzählige Todesopfer fordert und der ganzen Welt klarmacht, dass es mit den halbherzigen Anstrengungen, den Klimawandel aufzuhalten, so nicht weitergehen könne. Die Staaten, die das Pariser Abkommen unterzeichnet haben, gründen daraufhin ein *Ministerium der Zukunft*, das sich um die Probleme des Klimawandels kümmern soll, aber keinerlei Macht und Kompetenzen besitzt, notwendige Maßnahmen

durchzusetzen. So weit, so gut und nichts Neues; so ein Ministerium gibt es vielleicht bald auch in der neuen Ampelkoalition.

Doch in Robinsons Roman nimmt erstens die Chefin des Ministeriums, eine Irin, ihren Job sehr ernst, zweitens könnte es sein, dass ihr Ministerium geheime Operationen finanziert, um den Klimawandel aufzuhalten, und drittens gibt es einige Gruppen, die reiche Klimasünder und Flugzeuge vom Himmel verschwinden lassen.



Deshalb ergeben sich für das Ministerium und ihre Chefin mehr und mehr Spielräume, politische, ökonomische und soziale

Veränderungen in die Wege zu leiten, die in der heutigen Welt undenkbar wären.

Das Buch ist nicht nur ein Klimathriller mit einem optimistischen Unterton, sondern eine Fundgrube und Schatztruhe voller Wissen, und nach seiner Lektüre glaubt hoffentlich niemand mehr, der Klimawandel könne auf herkömmliche Weise gelöst werden, etwa bloß durch Investitionen in neue Technologien, wie es die FDP gebetsmühlenartig verspricht.

Kim Stanley Robinson: *Das Ministerium der Zukunft*. Heyne-Verlag, 720 S., 17€.

## DAS ELEND DER ACHTZIGER

Manchmal ist ein Buch so tieftraurig, dass eine Empfehlung nicht angebracht scheint. Dennoch sind es manchmal die tieftraurigen Bücher, die mehr über das Leben erzählen als eine Liebesgeschichte mit Happy end oder ein Abenteuer, in dem die Heldin zum Schluss triumphiert. Und manchmal sind es die traurigen Bücher, die sich so tief ins Bewusstsein einprägen, dass sie niemals wieder vergessen werden.

Diese Geschichte spielt in Schottland, in jenen Jahren, als Margaret Thatcher die Kohleindustrie in die Knie zwang und Arbeitslose über Arbeitslose produzierte. Eine junge Frau ist mit einem Taxifahrer verheiratet, kein netter Zeitgenosse, und versucht, drei Kinder aufzuziehen, während die Familie noch bei ihren Eltern lebt und das Geld niemals ausreicht – auch deshalb nicht, weil die junge Frau nicht von der Flasche und der Bierdose

lassen kann. Ihr jüngstes Kind, Shuggie, ist ihr Liebling und Augenstern, und der Junge bewundert seine Mutter über alle Maßen, die im Elend die Form wahrt, solange es möglich ist; sein älterer Bruder und seine noch ältere Schwester haben sich längst von der Familie verabschiedet und wollen nur noch weg.

Eines Tages besorgt der untreue Ehemann seiner Familie eine neue Wohnung in einer Kohlearbeitersiedlung außerhalb der Stadt, in der niemand mehr Arbeit hat, und lässt seine Frau mit den Kindern sitzen, die nun von der Wohlfahrt lebt. Vor allem ihr Jüngster, der etwas anders ist als andere Jungs, sieht täglich, was seine Mutter tut und wie sie trinkt, und er bleibt ihr trotzdem treu und kümmert sich um sie und bewundert sie. Und so nimmt das Schicksal seinen Lauf, unterbrochen von einigen Lichtblicken und Episoden, in denen eine Rettung möglich scheint, aber so etwas gibt es nur in Hollywood, nicht in schottischen Arbeitersiedlungen.

Obwohl sehr traurig ist, was geschieht, und absehbar, was geschehen wird, zieht die Geschichte ihre Leser:innen in den Bann, und es gibt sogar ein überraschendes Ende. Nahezu in jedem Absatz des Buches stellt sich die Frage, was das für eine Welt ist, in der die Frau, Shuggie und seine Geschwister leben, und stets geht der Autor liebevoll mit Shuggie und seiner Mutter um, obwohl sie keine angenehme Person ist. Das Einzige, was ihm vielleicht vorzuwerfen wäre, ist, dass er das Milieu, in dem sich seine Figuren bewegen, manchmal zu stereotyp schildert. Doch wenn Shuggie dann wieder etwas erlebt, verblassen die Vorbehalte, und zur Entschuldigung des Autors könnte angeführt werden, dass wohl autobiographische Erfahrungen in den Roman eingeflossen sind.

Stuart Douglas: Shuggie Bain. Hanser-Verlag, 491 S. 26€.

## WAS FEHLT DIR

Für Thea Dorn aus dem ‚Literatur-Quartett‘ des ZDF ist dieses Buch mehr oder weniger ‚wehleidige Alt-Frauen-Literatur‘, von der nichts in Erinnerung bleibt, und das Quartett fabulierte über das Alter der Erzählerin. Schwer zu sagen, was sie dazu bewog, derartige Ressentiments zu verbreiten, und warum in der Diskussion des prominent besetzten Quartetts die Vielschichtigkeit des Romans wortreich geradezu verschluckt wurde, aber

vielleicht ist der Grund – das Thema Sterben – der gleiche, warum der Roman bei einer Vielzahl von Leser:innen hängen bleiben wird: Während für die einen Altern und Sterben bedrückende, zu tabuisierende Themen sind, suchen andere nach Möglichkeiten, ihnen ‚ins Leben‘ zu helfen.

Es geht zunächst in der Rahmenhandlung um die Bitte einer unheilbar erkrankten, starken und offensichtlich wohl als Autorin berühmten Freundin der Erzählerin, sie beim Sterben zu begleiten. Die Freundin der Erzählerin will sich irgendwann ein bestimmtes Medikament verabreichen (ohne der Erzählerin Bescheid zu geben, wann es sein wird). Die Tochter der Freundin, im Streit mit ihrer Mutter, soll nicht involviert werden, nur der ebenso berühmte Ex-Mann der Erzählerin, ein radikaler Gesellschaftskritiker ohne Hoffnung, weiß durch die Erzählerin Bescheid. Es geht darüber hinaus um die Suche nach treffenden Worten, nach Gewissheiten und Erinnerungen, aber auch nach neuen Momenten, glücklichen Augenblicken und neuen Erkenntnissen. Dabei steht in zwei Sätzen alles drin – oder diese öffnen die Welt des Nachdenkens über uns und unsere Lebensziele.

„Das ist die allertraurigste Geschichte, die ich je gehört habe.“ Wie so viele Sätze und Motive aus dem Roman ist auch dieser Satz, der in verschiedenen Varianten durch das Erzählte geistert, ein Verweis auf andere Literatur, hier auf Ford Madox Fords Roman *The Good Soldier*, die die Suche nach der geeigneten Sprache für Verlust, Altern, Sterben, Tod, Erinnerungen und Verantwortung begleitet. Die allertraurigsten Geschichten aus dem Leben scheinen zu konkurrieren um den Preis der allerallertraurigsten: die alte Nachbarin, die Hilfe benötigt, aber paranoiden Verschwörungstheorien anhängt, der höflich-freundliche uralte Mann, der sich als sexbesessen rausstellt, die Sportlerin-Freundin, die äußerlich verfällt, selbst der Kater erzählt episch und melancholisch von seinen Verlusten – und die zitierte Literatur langweilt die Schriftsteller-Freundin, weil sie doch das enthält, was schon alle wissen. Allzu sinnfällige Kommentare oder Ratgeber sind ihr ein Gräuel.

Dass die traurigsten Momente ihre Komik haben und dass Illusionslosigkeit nicht nur negativ ist, sondern ein Lebenszweck sein kann, wenn sie mit einer vertrauten Person erlebt werden, verdeutlicht der zweite zentrale Satz, der sich wieder redundant, aber ebenso vielfach variiert durch das Buch zieht.

Der Satz ist zugleich der Titel, auf Deutsch: „Was fehlt dir?“, im englischen Originalmanuskript der Autorin: „What Are You Going Through?“ Im eigentlich originalen Französisch (auch dieser Satz ist ein Zitat, diesmal von Simone Weil: „Quel est donc ton tourment?“) wird vielleicht noch deutlicher, auch greifbarer und brisanter, was die Frage umfasst: Was quält Dich, was bereitet Dir Kopfzerbrechen? Gibt es die Personen im Umfeld, die das fragen und die sich einer Antwort stellen? Die berühmte intellektuelle Freundin der Erzählerin, die die Literaturgeschichte rezitieren kann und die viel beachtete Interviews über ihre Krankheit gibt, steht vor der Frage, wie sie ihr Selbstbild als kämpferische, öffentliche Intellektuelle aufrechterhalten soll, angesichts der Ohnmacht, die die schwere Erkrankung und die Tatsache, dass sie stirbt, mit sich bringen. Soll sie verzeihen, etwa ihrer Tochter, soll sie öffentlich ‚gehen‘ und kann sie alles für das ‚gute‘ Sterben planen – so viel sei gespoilert, es geht alles Mögliche schief, und vermutlich mag Thea Dorn nicht, dass es keine Antworten auf die meisten doch sehr grundlegenden Fragen gibt, die in diesem Buch gestellt werden, nur Anregungen, über sie in einer neuen Weise nachzudenken. Kaum eine Person erinnert sich in der erzählten Geschichte in gleicher Weise an etwas, was man vermeintlich gemeinsam erlebt hat – das mag ein bedrohliches Szenario sein, aber vielleicht auch eines, das einen auch loslassen lässt, auch Loslassen vom Rechthaben.

Der Roman – und das soll hier nun nicht zu sehr verraten werden – spielt auf reale Personen an, auf eine reale Intellektuellen-Szene in den USA, und lädt ein, auf literarische und historische Entdeckungsreise zu gehen – diese Reise hilft einem vielleicht, den Zweifel zuzulassen, wenn es um die Antworten auf die Fragen geht, wie man leben und wie man sterben will, Fragen übrigens, die vielleicht gar nicht so weit auseinanderliegen, wenn man den Roman gelesen hat. Der Roman weiß um die Grenzen der Autonomie, die so vielfach in diesem Kontext gefordert wird. Es geht um ein Aushalten dessen, was ist und was wir sind.

Sigrid Nunez: Was fehlt dir. Aufbau-Verlag, 222 S., 20€.

## **STREULICHT**

Die namenlose Ich-Erzählerin wächst in einem proletarischen türkisch-deutschen Elternhaus auf. Das Haus, in dem der Vater Dinge hortet, steht in einem Vorort von Frankfurt, geprägt von Industrie, die die allgegenwärtige Kulisse bildet: Licht, Staub, Partikel in der Luft, der Geruch, eine bestimmte Sorte Schnee, die nur dort fällt.

Die Protagonistin ist das einzige Kind aus einem Arbeiterhaushalt am Gymnasium, aber sie kann sich nicht zurechtfinden in der Institution, deren Besuch für alle anderen selbstverständlich ist. Ihren Platz dort zu sehen, schafft sie zuerst nicht. Eine Ahnung hat sie, dass es etwas mit Haltung zu tun hat, mit gewaschenen Haaren, und dass sie ihre Mathehausaufgaben löst, während sie auf einem weißen Plastikstuhl sitzt und dabei eine Talkshow im Fernsehen läuft. Sie kämpft und macht schließlich doch Abitur. Trotzdem bleibt sie dem Vater nah, obwohl er kein Verständnis für ihren Wunsch hat, Abitur zu machen und zu studieren.

Zu ihren Freunden aus Kindertagen hält sie lose Kontakt, aber auch diese legen Maßstäbe an, die ihren gesellschaftlichen Status zementieren. Obwohl sie selbst studieren, stellen sie die Studienpläne der Protagonistin in Frage und zweifeln offen an, ob das mit dem Studium für sie wirklich das Richtige ist. Es geht um die Frage, was die bürgerlichen Codes sind, die von akademischen Eltern selbstverständlich an ihre Kinder weitergegeben werden. Und wie geht man damit um, wenn einer das alles fehlt?

Das Buch ist eine Geschichte mit zarten und harten Elementen, eine Milieu- und Sozialstudie in Romanform.

Deniz Ohde: Streulicht. Suhrkamp, 284 S., 12 €.

## **VATER UND ICH**

Die Journalistin Ipek besucht ihren Vater für ein langes Wochenende, ihre Mutter macht mit Freundinnen Urlaub. Ipek will die Gelegenheit nutzen, um die Distanz zwischen sich und dem Vater zu überbrücken, die sich in einer für sie so schmerzlichen Sprachlosigkeit ausdrückt. Warum haben sie sich nichts mehr zu sagen? Warum nehmen sich Vater und Tochter nicht in den Arm? Sie waren sich in Ipeks Kindheit doch so nah, so vertraut. Aber im Laufe der Jahre haben sie diese Nähe und damit auch die gemeinsame Sprache verloren, und die Journalistin, deren Metier doch die Sprache ist, sitzt nun stumm mit dem Vater in

der Küche.

Dilek Güngör beschreibt die Annäherung einer Tochter an ihren Vater, der als sogenannter Gastarbeiter in den 70er Jahren aus der Türkei nach Deutschland kam, so eindringlich, dass die Geschichte der Vater-Tochter-Beziehung eine universelle wird, in der sich viele wiederfinden können.

Dilek Güngör: Vater und ich. Verbrecher Verlag, 101 S., 19€.

## EINE STADT IN DEN WOLKEN

In Konstantinopel lebt ein junges Mädchen, Anna, kurz bevor die Osmanen die Stadt 1452 erobern werden. Sie ist ein Waisenkind und schlägt sich mit ihrer älteren Schwester mehr schlecht als recht als Kunststickerin durchs Leben. Es ist eher ihre Schwester, die stickt, denn Anna hat kein Talent dazu, sie ist zu unruhig und zu wissbegierig. Daher muss sie andere Aufgaben erledigen – sie holt Wasser und Öl und Bohnen. Eines Tages hört sie auf einem Botengang, wie in einem Haus die *Odyssee* rezitiert wird, in einem Griechisch, das sie fasziniert, und in einem Rhythmus, der sie verzaubert. Es gelingt ihr, den Lehrer, der in dem Haus Jungen unterrichtet, zu überreden, ihr Lesen und Schreiben beizubringen.

Ein  $\mu\upsilon\theta\omicron\varsigma$ , ein Mythos, ist ein Gespräch oder etwas Gesagtes, aber auch eine Geschichte oder eine Legende, etwas das zugleich wahr und falsch sein kann: Das erzählt der verarmte Lehrer im Exil seiner jungen Schülerin in seiner letzten Lehrstunde, bevor er stirbt. Und solche Geschichten erzählt Anthony Doerr in seinem Roman. Anna ist Teil dieser Geschichten, ebenso Fragmente eines alten Manuskripts eines Buches aus der Spätantike, das Anna findet. In ihm wird geschildert, wie ein griechischer Hirte nach einer Stadt in den Wolken sucht, nur von Vögeln bewohnt, in der es alles im Überfluss gibt; Anna beschützt das Buch, so gut sie kann. Es spendet ihr und ihrer Schwester Trost, und nachdem es im 20. Jahrhundert wiederentdeckt worden ist, spendet es auch anderen Trost, deren Geschichten Anthony Doerr ebenfalls erzählt.



Da ist etwa ein alter Mann, der irgendwo in Idaho lebt und im Winter 2020 in der örtlichen Stadtbücherei mit ein paar Kids die Suche nach der Stadt in den Wolken als Theaterstück aufführen will. Im Sommer zuvor hatten ausgedehnte Waldbrände viele Kinder in die Stadtbücherei getrieben, da es draußen unerträglich war, und dort saß der alte Mann Tag für Tag und versuchte, das wiederentdeckte Buch aus dem Griechischen ins Englische zu übersetzen. Die Kids waren fasziniert vom alten Mann und vom Manuskript, und bald beschlossen sie, ein Theaterstück daraus zu machen. Der alte Mann war erfreut, viel Freude gab es bislang nicht in seinem Leben; wie Anna begleitete ihn die *Odyssee* seit seiner Jugend, wie Anna war er ein Außenseiter. Doch bei der letzten Probe für das Stück schleicht sich ein junger Mann in die Stadtbücherei; er hat eine Bombe in seinem Rucksack dabei.

In der Zukunft, die Erde ist wüst und leer, weil niemand etwas gegen den Klimawandel unternommen hat, sitzt ein junges Mädchen in einem Generationenraumschiff zusammen mit einem Supercomputer in einem Raum, aus dem es keinen Ausweg gibt. Und sie fragt sich, was passiert ist und wohin das Schicksal sie führt. Doch sie gibt nicht auf und entdeckt eines Tages in einem virtuellen Haus in einer Supersimulation der alten Erde ein gebundenes Buch, das vom Wolkenkuckucksland handelt und vom alten Mann übersetzt worden ist, und allmählich begreift sie und ist dem Schicksal nicht mehr hilflos ausgeliefert.

Kunstvoll verwebt Anthony Doerr in seinem Buch die Geschichten von Anna und von Omeir, der beim türkischen Angriff auf Konstantinopel dabei ist, jene des alten Mannes, der sein Leben in Idaho (und einige Zeit als Kriegsgefangener in Nordkorea) verbracht hat, jene des jungen Attentäters und Bombenlegers und jene des Mädchens im Raumschiff. Über die Zeiten hinweg berühren sich die Geschichten, und die paradiesische Stadt in den Wolken ist nicht ganz unschuldig daran. Niemand erreicht die Stadt, außer im Buch, denn das Paradies gibt es nicht, aber das Buch über die Stadt in den Wolken hilft dabei das Leben erträglicher zu gestalten und vielleicht ein klein wenig Glück zu finden.

Seinen Mythos erzählt der Autor in einer kristallklaren und schnörkellosen Sprache, die liebevoll mit jenen umgeht, über die erzählt wird, und, wie in einer Kritik angemerkt wird, über die menschlichen Grenzen hinaus strebt, als sei er wie Homer einer der wenigen Sterblichen, durch die die Musen direkt zu uns Menschen sprechen. Und der Autor des Buches über die Stadt in den Wolken ist nicht erfunden: Er existierte und schrieb einen Roman, der aber leider nur auf ein paar Papyruschnipseln und durch eine grobe Zusammenfassung eines späteren Autors überliefert ist. Eine Stadt in den Wolken scheint darin nicht vorzukommen, aber wer weiß ...

Anthony Doerr: Wolkenkuckucksland. Beck-Verlag, 532 S., 25 €.

## BLUMEN IM HAAR UND SMART- PHONES IN DER TASCHE

Es waren einmal ein paar Sommer der Liebe, der Gegenkultur und des Aufruhrs. Wie nach einem erfrischenden Frühlingsregen sprossen Festivals, Demonstrationen, Diskussionsrunden, Barrikaden und vielerlei Anderes aus der grauen Nachkriegs-erde. Vor allem jungen Menschen war es ein Graus, so zu leben wie ihre Eltern und Großeltern, die ihren Frieden mit den Verhältnissen geschlossen hatten. Sie rüttelten an den Gitterstäben der gesellschaftlichen Verhältnisse, gingen auf die Straße, feierten und misstrauten allem, was älter war. Unter dem Pflaster der Industriegesellschaft lag der Strand, an dem sie einem angepassten Leben die Zunge herausstreckten, zu Musik tanzten, die ihre Eltern grässlich und zu laut fanden, und ein neues Leben einforderten. Weder die monotone Ausbildung zur Fließbandarbeit noch die stromlinienförmige zu einem akademischen Beruf reizte sie, eine *Normalbiographie* erst recht nicht. Nicht ein Stück Kuchen und ein Kännchen Kaffee am Sonntagnachmittag nach einer arbeitsamen Woche, sondern die ganze Torte jetzt, einen Joint und Brot und Rosen: das war es, was sie wollten, und da ihnen die Torte vorenthalten wurde, sangen sie mit, wenn die Rolling Stones *I can't get no satisfaction* intonierten. Soweit erodierte die althergebrachte Ordnung, dass der Präsident Frankreichs einen Hubschrauber bestieg und aus Paris flüchtete. Doch wie alle Welt weiß, blieb er nicht lange weg, der Präsident, die Barrikaden

verschwanden von den Straßen, Ruhe kehrte wieder ein, und die langen Sommer, gelebte Augenblicke voller Intensität und Hoffnung, verwandelten sich in legendenumrankte Momente der Geschichte, die, je nach Standpunkt, als abschreckendes Beispiel oder verpasste Revolution erhalten mussten.

Grob fünfzig Jahre später leben wir in einer Gesellschaft, in der die kollektiven Aufbrüche von damals wieder unter Beton begraben zu liegen scheinen. Aber der Schein trägt, zumindest teilweise. Größere Abschnitte der Strände, die '68 freigelegt und vom Pflaster befreit wurden, gibt es noch, aber sie sind eingezäunt worden, beim Zutritt wird Kurtaxe verlangt, der steigende Meeresspiegel hat sie überspült, sie sind begehrte Zielorte des Tourismus geworden oder unter betonierten Strandpromenaden verschwunden, Blaualgen machen den Aufenthalt gefährlich (oder Feuerquallen), und einige Abschnitte, schwer auffindbar, liegen noch so ähnlich da wie einst.

Strandführer und Bücher, die die Veränderung der Strände nachzeichnen und ihre Geschichte beschreiben, den Weg zu nahezu originalen Stränden weisen oder zeigen, wo Zäune eingerissen, Kurtaxe ignoriert oder Deiche gebaut werden könnten, sind selten. Viele derer, die '68 eine Spitzhacke in die Hand nahmen und Pflastersteine wegschafften, bewachen ihr Stück Sand eifersüchtig und verloren den ganzen Strand aus den Augen, viele leben nicht mehr, viele integrierten sich schlicht wieder in die Gesellschaft, und einige verwandelten sich bis zur Unkenntlichkeit.

Eine Karte mit verschlungenen Wege von der damaligen Gegenkultur zur heutigen Zeit, die oft nicht zwischen Selbstoptimierung und Selbstverwirklichung, zwischen Freiheit und Zurichtung unterscheiden kann, eine solche Karte samt Abkürzungen und Wurmlöchern – Keith Richards scheint direkt von 1969 ins 21. Jahrhundert gereist zu sein – existiert nicht. Doch um den Fallen der Selbstverwertung, des bloßen Verharrens in einer der vielen Gegenkulturen und einer romantischen Überhöhung der eigenen Subjektposition zu entgehen, bleibt jenen, die die Gesellschaft immer noch *grundsätzlich* verändern wollen, nur, zumindest ein grobes Wegenetz zu erstellen, um nicht beständig auf und in die gleichen Irrwege und Sackgassen zu geraten. Das ist keine leichte Aufgabe. Immerhin gibt es einige neue Bücher für kleinere Teilrouten, die eine Ahnung davon vermitteln, welche Wege ab 1969 beschritten wurden und wie sie beschaffen sein könnten.

Es war einmal ein Kinofilm mit dem doppeldeutigen Titel *Viva Maria!*, in dem zwei Marias, gespielt von Brigitte Bardot und Jeanne Moreau, die eine Tänzerin, die andere eine gesuchte Anarchistin, im Jahr 1905 nach ein paar Abenteuern einen Revolutionär kennenlernen und, nachdem dieser gestorben ist, sein Werk vollenden und die örtliche Bevölkerung von einem fiesem Schurken befreien. Diesen Film sahen sich, kurz nachdem er angelaufen war, Rudi Dutschke und ein paar andere nach einem Vortrag von Ernst Bloch an und waren so begeistert, dass sie, inspiriert von Blochs Revolutionstheorie, die Gruppe *Viva Maria* gründeten, eine Fraktion innerhalb des SDS, die über die Bedingungen zur Ausübung revolutionärer Gewalt diskutierte und heftigen Streit provozierte.

Diese (bekannte) Geschichte erzählt Philip Sarasin in seinem Buch „1977“, in dem er den Versuch unternimmt, fragmentarische Geschichten zu erzählen, die im Jahr 1977 gipfeln, in der Regel in den Jahren der Gegenkultur begannen und stets auf gewisse Weise Elemente enthalten, in denen Bruch- oder Versatzstücke erkennbar sind, die sich auf unvorhersehbare Weisen in etwas verwandelten, das heutzutage zum Alltag gehört. Das Buch ist in fünf Hauptkapitel gegliedert, die von je einer Kurzbiographie einer Person eingeleitet werden, die 1977 gestorben ist, etwa Ernst Bloch, Jacques Prévert oder Anaïs Nin, und in jedem Kapitel wird erzählt, wie etwas, das aus Impulsen oder Transformationen der Gegenkultur entstand, sich im Lauf der Jahre veränderte und sich in etwas Neues transformierte, bis es von der Gesellschaft wieder eingefangen wurde, so wie es etwa an der Karriere Joschka Fischers abzulesen ist, der als Straßenkämpfer und Mächtegegnerevolutionär begann und als Außenminister endete.

Die Miniatur um Rudi Dutschke und die Marias gehört zum ersten Kapitel, dem Ernst Bloch vorgestellt ist – samt seiner Hoffnung auf eine Revolution. Teile der APO und viele andere diskutierten über die Revolution – und die Gegenreaktionen waren heftig. Benno Ohnesorg wurde ermordet, Rudi Dutschke schwer verletzt, eine Demonstration in Mexiko City zusammengeschossen, in den USA gab es Tote und bürgerkriegsähnliche Zustände, und das Massaker von My Lai machte unmissverständlich klar, dass die Proteste gegen den Vietnamkrieg ins Leere liefen. Diskussionen über die Revolution und Gewalt hörten nicht auf, wurden aber dringlicher, und es wurden weniger, die darüber sprachen und überlegten, was zu tun sei. Die RAF verschärf-

te die Frage; doch bis heute ist es verblüffend, wie viel Sympathie sie mit ihren Aktionen anfangs mobilisieren konnte. Noch im September 1977, während der Schleyer-Entführung, kritisierte Rudi Dutschke, dass die Aktionen der RAF keine revolutionäre Situation für die Linke schufen, nicht aber die Aktionen an sich; kurz zuvor erschien jedoch eine vorsichtige Distanzierung, von Joschka Fischer im *Pflasterstrand*, und eine Frauengruppe denunzierte die „Eindimensionalität männlicher Wunschmaschinen“ hinsichtlich der Ausübung von Gewalt. Solche Stimmen wurden nach dem Tod Schleiers und den Selbstmorden in Stammheim lauter. Die RAF löste sich zwar nicht auf, aber große Teile der Linken, der Frauenbewegung und anderer Gruppen aus der Insolvenzmasse der '68er verzichteten nach 1977 auf (Diskussionen über) die Revolution. Statt dessen kamen Bewegungen auf, die für konkretere Ziele eintraten oder auf die Straße gingen, und wenn sie militant auftraten, hatte das kaum noch mit einem Vorgriff auf die Revolution zu tun, sondern eher mit Selbstverteidigung, taktischen Zielsetzungen oder dem *Gefühl der Freiheit*, wenn der Pflasterstein die Hand verlässt. Die Kritik an der Individualisierung der Ausübung von Gewalt versteckte die Revolution in den hintersten Schubladen linker Diskurse über die Veränderung der Gesellschaft, wo sie bis heute dahinvegetiert, am Leben erhalten durch Mottenpapier, das die eine oder andere Bewegung ab und an dazulegt, damit die Revolution nicht ganz pulverisiert wird. Neue Theorien wurden rezipiert, die heute vielen geläufiger sind als Marx, und Rudi Dutschke und Ernst Bloch, die sich problemlos hätten darauf einigen können, dass es wohl keine Revolution ohne Gewalt gibt, wurden bald eher belächelt denn gelesen. Und wenn die Revolution nicht von Motten zerfressen worden ist, vegetiert sie als böser Wolf oder Rumpelstilzchen noch heute dahin.

Es waren einmal viele Hippies in San Francisco. Sie steckten sich im Sommer 1967 Blumen ins Haar, trugen bunte und weite Gewänder, protestierten gegen den Vietnamkrieg, rauchten Joints, warfen LSD-Trips ein oder stellten, wie die Youth International Party (Yippies), schon einmal ein Schwein bei der Präsidentenwahl 1968 als Gegenkandidaten zu Nixon auf. Sie waren wie nicht von der Welt; Scott Mackenzie setzte ihnen mit *San Francisco (be sure to wear flowers in your hair)* ein musikalisches Denkmal. Auch das legendäre Woodstock gilt als *das* Hippiefestival, obwohl das eigentliche bereits ein Jahr zuvor in Monterey stattfand und in Woodstock bei

weitem nicht nur Hippies Müsli aßen, sich von der Nationalgarde aus der Luft versorgen ließen und Livemusik aus der *Counter Culture* hörten.

Sie wollten die Welt verändern und sich selbst. Doch die Welt ließ sich nicht durch Blumen und LSD verändern, der Vietnamkrieg ging weiter, und sie selbst änderten sich mit der Zeit, aber zumeist anders als gedacht. Sie gaben sich antiautoritär und antibürgerlich und brachen zahllose gesellschaftliche Regeln und Normen, doch die manchmal verzweifelte und manische Sehnsucht nach Selbstfindung und Erfüllung schlug, anfangs noch selten, in die bedingungslose Hingabe an einen *bereits Befreiten* um. Und als ein solcher, Charles Manson, der eine *Familie* aus Jüngern und Jüngerinnen um sich versammelt hatte, einigen *Familienmitgliedern* befahl, einen Ritualmord zu begehen, taten diese das, ohne zu murren; mit dem Blut der Opfer wurden Parolen an die Wände des Tatorts gemalt, in denen das Wort *pig* vorkam, das wiederum als *Schweinesystem* ein spätes Nachleben erfuhr. Sharon Tate starb eine Woche vor dem Beginn von Woodstock; die dort Versammelten hatten anderes zu tun, als über Charles Manson nachzudenken. Doch spätestens, als ein paar Monate später auf einem anderen Festival während eines Auftritts der Stones ein schwarzer Fan von einigen Hells Angels erstochen wurde, die quasi als Saalschutz angeheuert worden waren, zogen dunkle Wolken am Hippiehimmel auf, und als im Mai 1970 die Nationalgarde vier protestierende Student\*Innen tötete, war selbst den naivsten Blumenkindern klargeworden, dass der lange Sommer sich seinem Ende zuneigte.

Charles Manson saß bis zu seinem Tod 2017 in einem Hochsicherheitsknast. Zeit seines Lebens bekam er Unmengen an Fanpost, und sein Einfluss auf die Geschichte der Rock- und Popkultur ist beträchtlich; in Bommi Baumanns erster WG hing neben den Konterfeis von Bakunin und Stalin ein Poster von Charles Manson. Bommi Baumann war es auch, der in Deutschland den Satansgruß bekannt machte, die Faust mit ausgestrecktem Zeige- und kleinem Finger, der in den USA im Dunstkreis dunklerer Strömungen der Gegenkultur entstanden war: er war 1967 auf dem Cover der LP einer Band zu sehen, die in ihren Songs den Teufel verehrte.

Die Hippiebewegung zerfaserte sich ab 1970 in vielerlei Gruppen und Grüppchen. Viele zogen aufs Land (oder blieben dort, weil sie schon 1967 vom Ansturm auf San Francisco genervt und aufs Land gezogen waren) und gründeten Landkommunen, die zu den Vorläufern der Ökobewegung zählen,

viele wandten sich angesichts des Scheiterns der Befreiung der Gesellschaft radikal der eigenen Selbstbefreiung zu. Selbsterfahrungsstechniken schossen wie Pilze aus dem Boden, samt Gurus und autoritären Gruppenstrukturen. Ex-Hippies wurden zur Avantgarde mystischer Selbstversenkungen und unterwarfen sich spirituellen Führern, der antiautoritäre Gestus kippte um in hyperautoritäre Unterwerfungsgesten. Eine esoterische New-Age-Flut wälzte sich über Überreste der Gegenkultur: wer sich nicht selbst veränderte, war gescheitert, wer es (vermeintlich) schaffte, war frei, und wenn alle frei waren, war die Gesellschaft befreit. Diese Verinnerlichung der Revolution führte zu einem riesigen Basar aus esoterischem Junk, mit dem sich eine Menge Geld verdienen ließ und lässt und zu einer *Politik der ersten Person*, in der die eigenen Bedürfnisse den Belangen der Revolution nicht untergeordnet wurden.

Und Viele aus der *counter culture* wurden wieder *normal*, nachdem sie sich, wie die Älteren gönnerhaft kommentierten, die Hörner abgestoßen hatten – so wie Jerry Rubin, einer der Gründer der Yippies, der ab 1977 zum Multimillionär und Yuppie avancierte, weil er in Apple-Aktien investiert hatte, und plötzlich das Erwachsensein schätzte, obwohl der Legende nach der Spruch „Trau keinem über dreißig“ von ihm stamme. Doch *normal* hieß nicht: so wie vor '68, sondern nur, dass sich Viele, die in der APO, bei den Yippies und Hippies oder bei den Situationisten leidenschaftlich diskutiert und in Woodstock von der Liebe geträumt hatten, mit ihren veränderten Bedürfnissen und Lebenseinstellungen zurück in den Mainstream aufgemacht hatten, der sie gnädig wieder aufnahm und dadurch sein Antlitz veränderte.

Es waren einmal einige Frauen, die nicht waren wie Jeanne Moreau oder Brigitte Bardot. Sie waren im SDS organisiert und hatten die Schnauze voll von ihren Genossen und stellten fest, „daß der SDS nichts weiter ist als ein aufgeblasener konterrevolutionärer Hefeteig“, ein Weiberrat forderte: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen!“ Aber die Genossen zuckten nur mit den Schultern und hielten, als ob sie bei einem Freistoß in der Mauer stünden, bloß die Hände vor ihre Weichteile und taten nichts.

Die Gegenkultur und '68 waren, in der Rückschau unübersehbar, von Männern dominiert, in der Regel von weißen Männern. Frauen, ob in der APO, bei den Hippies oder bei den Black Panther, merkten bald, dass ihre Mitmänner sich ihnen gegenüber kaum anders verhielten als alle anderen Männer,

und begannen, sich selbst zu organisieren, ohne Männer und gegen Männer. Ab 1970 verbreitete sich der Begriff *feministisch* wie ein Lauffeuer, und unzählige Frauengruppen entstanden, die nicht über die Revolution diskutierten, sondern über Selbsterfahrung, Gewalt gegen Frauen, weibliche Autonomie und das Patriarchat.

Schwarze Frauen standen hingegen vor einem Dilemma. Nicht nur ihre Weiblichkeit kennzeichnete ihre untergeordnete Stellung in der Gesellschaft, sondern auch ihre Hautfarbe. Die vorwiegend weiße Frauenbewegung hatte kaum ein Gespür für die Probleme Schwarzer Frauen, und Schwarze Männer behandelten Schwarze Frauen nicht anders als weiße Männer weiße Frauen. Schwarze Pionierinnen wie Fannie Lou Hamer, deren Biographie Sarasin anfangs seines zweiten Kapitels erzählt, waren über frühe Kampagnen für das Recht auf Abtreibung entsetzt, da sie einen ganz anderen Erfahrungshintergrund hatten – sie kämpften gegen die Zwangssterilisation, die in den Südstaaten der USA gegen Schwarze Frauen praktiziert wurde.

1977 stellte ein Kollektiv Schwarzer Frauen aus der Arbeiterklasse, die zudem lesbisch waren und daher eine dritte Dimension der Unterdrückung in ihre Diskussionen einbezogen, lapidar fest, dass die Einzigen, die konsequent an ihrer Befreiung arbeiteten, sie selbst seien und diese Arbeit am besten durch *Identitätspolitik* bewerkstelligt werde. Das Beharren auf der eigenen Erfahrung brachte ans Licht, dass weder die Revolution noch die (weiße) Frauenbewegung oder antirassistische Praxen ihr Leben als Ganzes verändern würde; Befreiung war für unterschiedliche Menschen nicht (mehr) das Gleiche. Doch neue Probleme tauchten auf – mit wem könnten sie sich zu welchem Zweck verbünden? Das Kollektiv fühlte sich solidarisch mit „progressiven Schwarzen Männern“, aber nicht mit weißen Frauen: eine subjektive Lösung, die auch hätte anders ausfallen können.

Sowie Identität im Kontext von Politik und Befreiung in der Welt war, entfaltete der Begriff ungeahnte Wirkungen. Es zeigte sich, dass der grundlegende Rekurs auf die eigene Erfahrung und auf Identität das alte politische Gerüst derer zersprengte, die den Kapitalismus als Unterdrückungssystem kritisierten und abschaffen wollten. Je nachdem, welche Erfahrungen, Probleme und Identitäten Menschen in den Vordergrund stellten oder diese sich dorthin drängten, entstanden unzählige Gruppen, Bewegungen, Organisationen und Zusammenschlüsse mit unterschiedlichen Zielen, Aktionsschwerpunkten, Be-

gründungen, Theorien und Solidaritätsangeboten, auf eine gewisse Weise quer zu '68 und zur Gegenkultur, aber auch quer zu klassischen Formen politischer Betätigung. Eine übergeordnete Perspektive gab es nicht mehr; zwar konnten autonome Hausbesitzer\*innen, Vegetarier\*innen, eine Lesbengruppe und einige Grüne zu einer gemeinsam Aktion aufrufen, aber das war's dann auch.

Auch wenn Identität und Identitätspolitik inzwischen, wie es so schön heißt, *dekonstruiert* oder entzaubert sind, heißt das nicht, dass die Probleme, auf die *Identität* der Versuch einer Antwort war, gelöst sind; eher ist das Gegenteil der Fall, da es tendentiell immer mehr Identitäten gibt, die unzählige Menschen bezaubern, aber kaum unter *einen* Hut passen. Tatsächlich wurden viele Identitäten formell integriert, tatsächlich haben sich für viele Menschen die Lebensverhältnisse verbessert, und viele Themen und subjektive Seinsweisen, die aus den Zerfallsprozessen der Gegenkultur entstanden und am Rand der Gesellschaft ihr Dasein fristeten, haben sich anerkannte Nischen in der Gesellschaft erkämpft oder sind bis ins Zentrum der politischen Diskurse und in Regierungsprogramme vorgedrungen (Jürgen Trittin lässt grüßen). Der Rekurs auf die eigene Erfahrung, so notwendig er war, um den Muff unter den Lederjacken der APO und den Hippieklamotten wegzublasen, hat die Individualisierung und Singularisierung befördert – bei weitem nicht für alle Menschen – und eben deshalb gibt es weiterhin an jeder Straßenecke Identitäten zu erwerben.

Es war einmal ein Halbleiter, ein Stoff, der zwischen allen Stühlen saß, weder Metall noch Nicht-Metall. Er war unzufrieden mit seinem Status im Grenzgebiet der Werkstoffe, bis er eines Tages merkte, dass er etwas konnte, was das glänzende Gold und der lebenswichtige Sauerstoff nicht konnten: er konnte rechnen, zwar nur mit Nullen und Einsen, aber immerhin. Er verwandelte sich in Transistoren, integrierte Schaltkreise, in große Mikrochips, 1970 in den ersten Speicherchip und bald in immer winzigere Mikroprozessoren in Miniaturschaltkreisen. Intel, der Erfinder des Speicherchips, verbaute ihn in Taschenrechnern und Industrieanlagen zur Steuerung von Fließbandprozessen. Doch der Halbleiter wollte weiter hinaus. Er war zwar schon auf dem Mond gewesen, hatte aber noch kein Wohnzimmer von innen gesehen; in Taschenrechnern fühlte er sich unterfordert, und die Steuerung des Immergleichen bei der Produktion von Autos und Kühlschränken war ziemlich langweilig. Noch 1977, als ein deutscher

Riesenrechner mit Intel-Chips in einem Wust von Daten nach bestimmten Mustern suchte, Rasterfahndung hieß das damals, war der Home- oder Hobbycomputer, dessen Evolution in eine Vielzahl von Endgeräten mündete, nur ein Randphänomen, eine Wette auf die Zukunft; nur einige Visionäre erkannten sein Potential, die Welt und den Alltag zu revolutionieren. Und es war einmal ein Fernsehgerät. Bald durcheilten Fernsehprogramme den Äther. Doch das Fernsehgerät war nicht zufrieden. Es war klobig und schwer und kannte keine Farben; der blaue Sommerhimmel erschien grau, eine Mohnblume schwarz, und die Auswahl an Bildern war arg beschränkt. Dann verdrängte der Farbfernseher monochromatische Geräte, und der Videorecorder und DVD-Player ermöglichten die individuelle Steuerung von Bilderfluten, auch wenn zuerst vorwiegend Zombiefilme, Aerobic-Anleitungen und Pornos auf die Bildschirme gezaubert wurden. Dann verlor das Fernsehgerät eine Dimension und mutierte zum Flachbildschirm. Ein Lächeln schlich sich in sein Antlitz, aber noch war es abhängig von Zusatzgeräten, und die Programmvielalt stagnierte, bis es sich in eine computerartige Medienzentrale verwandelte. Die gute Fee des Fortschritts und die besondere Bahn, die er einschlug, erfüllten dem Fernseher seine Wünsche, doch der Preis ist hoch: er ist gar kein Fernseher mehr, sondern nur noch ein Bildschirm, der sich durch ein Bündnis mit Mikroprozessoren in eine Singularität verwandelt hat, die, inspiriert von subjektiven Browserverläufen, jedem einzelnen Menschen singuläre Inhalte offerieren kann.

Und wieder waren die Hippies nicht ganz unschuldig an dieser Revolution. Vorläufer des Personal Computer entstanden, als sich vorwiegend junge, weiße Männer aus gekauften Mikrochips und anderen Bauteilen eigene Maschinen zusammenbastelten, im DIY-Verfahren. Viele Nerds lebten in Kalifornien, im Halbleitertal, das von Silizium seinen Namen erhielt, und verstanden sich auf eine gewisse Art als eine neue Gegenkultur, auch wenn sie nicht auf die Straße gingen und mit Sicherheit keine Blumen im Haar trugen; auch einen gewissen Hedonismus hatten sie geerbt: Computer machten Spaß (1977 kam *Space Invaders* auf den Markt). Steve Jobs, die Apple-Ikone, meditierte, hatte einen Trip nach Indien hinter und nahm kein Fleisch zu sich, dafür aber LSD. Aus dieser Szene, im intensiven Austausch mit Wissenschaftlern, kamen die Impulse, die zu Mäusen, PCs, Simulationsmaschinen, Com-

puterspielen, dem Internet, Smartphones und vielem anderen führten, das es ohne Halbleiter und Digitalisierung niemals gegeben hätte und mit dem die Kids von heute vertrauter sind als mit einem Bleistift.

Mikrochips revolutionierten die Welt. Durch sie konnte die Produktion so verändert werden, dass die fordistische Fabrik in der Versenkung verschwand. Die Computerisierung der Produktion war die große Abwehrwaffe des Imperiums gegen die Kämpfe der fordistischen Arbeiterbewegung und einer der Schlüssel zum Verständnis der Veränderung der Produktionsverhältnisse seit den siebziger Jahren. Zugleich und parallel dazu, sich gegenseitig stimulierend, entstanden mikroprozessorgesteuerte Unterhaltungsmaschinen, die wie ihre Gegenstücke in der Produktion Singularisierungsmaschinen sind: sie sind auf Einzelne zugeschnitten und transformieren sich im Gegensatz zu einer Kühltruhe oder einem Kochtopf in eine individualisierte Maschine, sowie ihre User die ersten Tasten gedrückt, mit der Maus geklickt, über einen Bildschirm gewischt oder bald bloß die Augen bewegt haben, und vielleicht gilt das ja in Zukunft auch für Kühltruhen und Kochtöpfe. Als singuläre Maschinen dienen sie nur einem einzigen Menschen (es sei denn, sie werden deprogrammiert), und dieses Verhältnis wirkt auf die Menschen zurück, die sich durch ihre Maschinen als einzigartige und individuelle Lebewesen bestätigt sehen.

Es war einmal eine griechische Göttin, Nikē, die Göttin des Sieges. Sie gehörte nicht zum Olymp, hatte aber als Einzige der griechischen Gottheiten Flügel, denn auf dem Schlachtfeld musste sie hin- und herfliegen, um den Siegern im Schlachtgetümmel einen Lorbeerkranz zu überreichen. Obwohl Siege den alten Griechen wichtig waren, mindestens so wichtig wie in der Bundesliga, spielte Nikē im griechischen Pantheon eine untergeordnete Rolle, nicht einmal Liebesverwicklungen sind überliefert, und in der *Ilias*, in der alle Gött\*innen beim Kampf um Troja dabei sind, wird sie kaum erwähnt. Das machte sie fuchsig, und während der Olymp einem gekreuzigten Gott Platz machte und zum Mythos herabgewürdigt wurde, verteilte sie weiter insgeheim Lorbeerkränze und bereitete im Verborgenen ihr Comeback vor. Doch dann schien Apollo ihr zuvorzukommen, aber sein Sonnenwagen landete 1972 zum letzten Mal auf dem Mond; der Gott wurde zu teuer und wieder eingemottet. Nikē wagte sich schon ein Jahr zuvor aus der Deckung, im Hippiegebiet, wo sonst?, ließ sich ein Logo malen – ihre

stilisierten Flügel – und hatte eine geniale Idee: sie produzierte Turnschuhe für Sportler\*innen und bereitete im Stillen, sie hatte ja gelernt, geduldig zu sein, nichts anderes als eine Schuhrevolution vor, die auch das Verhältnis der Menschen zu sich selbst verändern sollte. Sie inspirierte die Menschen, etwas zu tun, was sie bisher nur im Stadion, bei Wettkämpfen, beim Herumtollen als Kinder oder auf der Flucht getan hatten: sie ließ sie laufen. Und da eine neue Bezeichnung für etwas Altes dieses als *hip* erscheinen lässt, wenn die Propagandamaschine gut geölt und auf vorhandene Wünsche und Bedürfnisse eingestellt wird, nannte sie das Laufen nicht mehr *Laufen*, sondern *Joggen*, und joggenden Menschen verkaufte sie ihre Turnschuhe mit dem *Swoosh*, unzählige Sneaker, die bald auch Menschen trugen, die gar nicht zum Joggen unterwegs waren, sondern vielleicht bloß zu ihrer Vereidigung als Minister.

Und sie versprach jedem Menschen einen Siegerkranz, der sich beim Joggen quälte und sich vielleicht sogar für einen Marathon anmeldete; es gelang ihr, den Menschen einzureden, dass Laufen, wenn sie nur ein wenig über die eigene Bequemlichkeit hinaus liefen, als Sieg über den inneren Schweinehund zählte, und zur Belohnung schenkte sie manchen ein *Runner's High* und manchmal eine spirituelle Erfahrung. Jetzt konnte jeder und jede gewinnen, manche beim Joggen auf dem Bürgersteig oder auf einem Laufband im Fitness-Studio, andere beim jährlichen Marathon in Berlin. Um noch mehr Menschen zu inspirieren, verbündete sich Nikē mit Euterpe, der Muse der Musik, die flugs einen tragbaren Kassettenrecorder erfand, den Walkman, mit Hebe, der Göttin der Jugend, die allen Jogger\*Innen, die unerbittlich den Zahn der Zeit in ihren Knochen und Muskeln verspürten, einen langsameren Alterungsprozess und einen gesunden Körper versprach, wenn nicht sogar ewige Jugend, und später mit Hephaistos, der nicht mehr dreirädrige Vehikel schmiedete, sondern zweirädrige, die von Menschen angetrieben wurden, die sitzend ihre Beine quälen wollten. Heutzutage gibt es keinen Park mehr, in dem arglosen Fußgänger\*innen nicht rennenden Menschen den Weg abschneiden, Nike gehört zu den hundert wertvollsten Unternehmen der Welt, und während beim Marathon in West-Berlin 1974 noch 234 Männer und 10 Frauen das Ziel erreichten, liefen 2019 47.000 Menschen vor einer Million Zuschauern durch die Stadt.

Die allermeisten, die fröhlich vor sich hinjoggen, Fahrrad fahren, Surfen oder eine andere Extremsportart betrieben, vertreiben sich damit die Zeit,

um bei sich zu sein und gesünder zu werden – und sie *arbeiteten an sich*, in ihrer Freizeit: ein Modell dafür, „sich dem neoliberalen ökonomischen Imperativ entsprechend als ein aktives und selbstverantwortliches Subjekt zu konstituieren, indem man sich zuerst um die eigene Gesundheit und Leistungsfähigkeit kümmert“, so Sarasin. Das ist, ganz nebenbei, ein Privileg, denn um zu joggen (oder Fahrrad zu fahren oder zu surfen), braucht es Geld und Muße, über die die Mehrheit der Menschheit nicht verfügt.

Es war einmal eine Eiserne Lady, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, an die Spitze eines Staates aufzusteigen. Als der IWF 1977 mitspielte und Großbritannien demütigte, indem er einen Riesenkredit an strenge Auflagen knüpfte, und der Punk die Insel aufrüttelte, war sie fast am Ziel. Im Winter 1978/79 streikten die Arbeiter bei Ford und erreichten eine 16%ige (!) Lohnerhöhung, der Müll stapelte sich in den Straßen, und selbst die Totengräber setzten ihre Arbeit aus. Der Premierminister trat zurück, und aus der Folgewahl Anfang Mai 1979 ging Margaret Thatcher als Siegerin hervor. Ihre neoliberalen und monetaristischen Stichwortgeber, die sich ihre Anregungen gern einmal in der chilenischen Militärdiktatur Pinochets holten, jubelten ihr zu, und sie selbst kommentierte ihren Sieg später so: „Wir ernten, was in den Sechzigern gesät wurde: modische Theorien und freizügiges Geschwätz haben dazu geführt, dass die Gesellschaft alte Werte wie Disziplin und Zurückhaltung verunglimpft“, obwohl es, wie sie selbst es einmal betonte, eine *Gesellschaft* gar nicht gebe. Schuld an der ökonomischen Krise hatten die '68er, Frauen, die auf den Arbeitsmarkt drängten, und junge Leute, die oft ihren Job wechselten, weil sie mit ihrer Arbeit unzufrieden waren. Dagegen helfe nur ein monetaristischer Schwenk in der Ökonomie, eine konservative Wende in der Gesellschaftspolitik und eine Rückkehr des *Rechtes auf Ungleichheit*.

Und so geschah es, und nicht nur im Vereinigten Königreich, sondern auch in den USA, in Deutschland und in Frankreich und anderswo kam es zu einer *geistig-moralischen Wende*, wie sie von Helmut Kohl angemahnt wurde, zu einer *Revolte des Kapitals*; die Gesellschaft reagierte verzögert auf die Sommer, in denen alles möglich schien, mit einer Umkehr zu einer konservativen, neoliberalen und monetaristischen Politik. Die Neoliberalisierung der Ökonomie war ein voller Erfolg, Alternativen sind seitdem kaum noch denkbar. Doch eine konservative gesellschaftliche Wende misslang; die Tendenzen zur In-

dividualisierung, die von der Gegenkultur und der Digitalisierung ausgingen, waren zu stark und bevorzugten eine linksliberale Umwelt. In dieser paradoxen Welt leben wir heute, die zugleich neo- und linksliberal ist (und voller Menschen, deren Lebenssituation sich aufgrund der Paradoxie massiv verschlechtert hat); ein Ausweg ist nicht in Sicht.

Es war einmal ein Barde, Troubadix, oder wie er auch genannt wurde: Cacophonix. Apollo, der Erfinder der Leier, hatte ihm einen Zauberspruch geschenkt, so dass er sein Instrument, die Lyra oder Kithara, gut beherrschte und seiner Zeit so weit voraus war, dass alle ihn unbeschreiblich fanden; außerdem hatte Dionysos, der *Lärmer* (sein Spitzname in der Musikszene, die er auch mit Drogen versorgte), ihn als Baby in einen anderen Zauberspruch fallen lassen, so dass sein Gesang, nun ja, Troubadix brachte den Normannen die Angst bei, als er ein Liedchen anstimmte.

Da Troubadix nicht in die Antike passte, nahm Apollo ihn mit in sein Exil, und als der Gott seinen Sonnenwagen konstruierte, sah er zufällig Chuck Berry auf der Bühne. Auch Dionysos war anwesend, wie überall, wo was los war, und beide, obwohl sie sonst eher gegeneinander arbeiteten, entschlossen sich, Troubadix ins kalte Wasser des 20. Jahrhunderts zu werfen. Dieser, der, wie es aus überlieferten Abbildungen hervorgeht, eine sechssaitige Leier spielte, sehr ungewöhnlich für die Antike, erhielt eine nagelneue elektrische Gitarre und durfte auf die Bühne. Seine sonderbare Gesangsausbildung fiel nicht weiter auf, da die neue Musik sowieso nicht nur der Unterhaltung diente, sondern auch den Eltern und Älteren Angst einjagen sollte, und das gehörte ja zu seinen musikalischen Spezialitäten. Troubadix mischte die Welt auf und stieg zum Jugendidol auf, zum musikalischen Motor der Gegenkultur. Er artikulierte, auf seine Weise, die lautstarke Notwehr einer jungen Generation, die sich nicht länger an die durchgefallenen Moralkodices ihrer Elterngeneration halten wollte, wie es später ein Musikjournalist eloquent ausdrücken sollte.

Dionysos frohlockte, als Menschen in Ekstase gerieten und der Wein in Strömen floss und lauter Lärm durch die Welt schallte und die Alten verständnislos nach Ruhe und Ordnung riefen. Troubadix war nicht mehr zu stoppen und seine Gitarre nicht mehr aus der Welt zu schaffen, doch sein Gesang und seine Musik und die Schrecken, die sie auslösten, konnten durch Zeus gezähmt werden, indem er den Wein des Dionysos mit Wasser verdünnte und ihn mit ein paar Grammys, Goldmün-

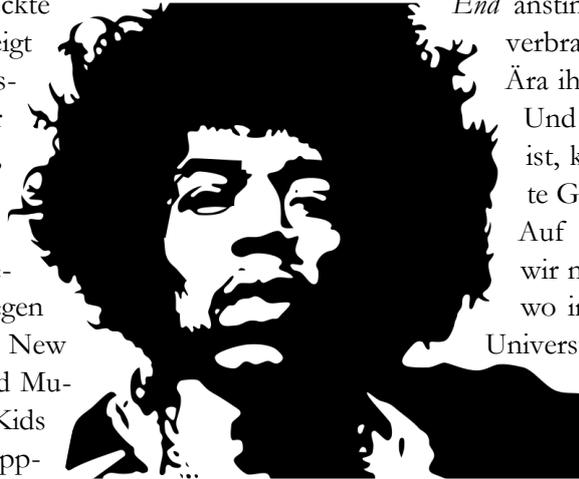
zen und Mercedes-Limousinen versetzte, wie es schon Janis Joplin eingefordert hatte. Troubadix ruhte sich auf seinen Lorbeeren aus, nur einmal noch raffte er sich auf und tauchte in den Ghettos von New York auf, wo er staunend beobachtete, wie ohne sein Zutun der Hip-Hop entstand, und einmal noch nahm er seine Gitarre in die Hand, viele Griffe hatte er verlernt, und schrie mit seiner Restkraft ins Mikrofon, dass er ein Punk sei. Der Olymp verdrehte die Augen und wartete ab, bis die Musikindustrie wieder die Oberhand gewann, und nach dem kurzen Zwischenspiel war die Musik zu dem geworden, was sie heute ist: ein gigantisches Geschäft, das keinerlei Schrecken mehr verbreitet, während Troubadix gefesselt und geknebelt neben der Revolution im Schrank liegt.

Mit *good Vibrations* begann 1967, das Jahr des Sommers der Liebe, das in Monterey seinen Höhepunkt erlebte, während manche Hippies in San Francisco schon Passanten um Geld für einen Trip anbettelten. *Love is just a kiss away*, sangen die Stones, und als zwei von ihnen sich wegen Drogen und vermeintlichen Sexorgien vor Gericht verantworten sollten, meinte Keith Richards nur lakonisch, dass sie halt andere Moralvorstellungen hätten als die Alten. Große Teile der (weißen) Jugend hatten die Schnauze voll von Zucht und Ordnung, Schweinsaxen und einem Wohnzimmer mit Couchgarnitur; sie hörten eine neue Musik, die ihre Eltern nicht nur nicht mochten, weil sie laut war, sondern auch, weil sie provozierte – und weil die Bands, in der Regel Männer, selbst (vermeintlich) so lebten, wie es ihre Musik ausdrückte, anders eben.

Wie die Gegenkultur insgesamt entwickelte sich ihre Musik nach '68 in unterschiedliche Richtungen; spätestens mit dem Tod von Jim Morrison, der mit den Doors 1967 *break on through to the other side* eingefordert hatte, war der Sommer der Liebe vorbei, hell-sichtig kommentiert Jim Morrison selbst in seinem Notizbuch: „Geld schlägt die Seele –/letzte Worte, letzte Worte/aus“. Die Musikindustrie und die meisten Musiker\*innen lernten, dass sich mit Rebellionen und rebellischem Gestus gutes Geld verdienen ließ, und als eine neue Jugend nachwuchs, während die '68er erwachsen wurden, hörten die Kids, wie sie es von ihren älteren Geschwistern gelernt hatten, *neue* Musik.

Jeder neue Musikstil hatte mit Selbstinszenierung zu tun; die vorgelebte Selbstbefreiung der Stars der Szene geriet jedoch immer öfter zur bloßen Pose, die für die Gesellschaft ungefährlich war, auch wenn die Fans noch von den Posen individuelle Auswege aus dem gesellschaftlichen Korsett ableiteten. Sweet rief 1974 die Kids noch einmal zur Revolution auf, zu *teenage rampage*, aber wie sehr sich Form und Inhalt voneinander ablösten, zeigte sich, als Eric Clapton 1976 mitten in einem Konzert *Ausländer raus* brüllte und sich mit der *National Front* solidarisierte, den englischen Nazis, als David Bowie seine Sympathie für Adolf Hitler entdeckte und einem Hitlergruß nicht abgeneigt war, oder als Ssiouxie von den Banshees ein Original-SS-Armband auf der Bühne spazientrug und 1978 sang, dass es für ihren Geschmack zu viele Juden gebe.

Zwei neue Subkulturen entstanden gegen das neue Musikgeschäft – und gegen seine neuen Stars. In der Bronx in New York machte sich eine neue Tanz- und Musikkultur bemerkbar, in der Schwarze Kids auf der Straße Musik auflegten und rappen; diese Bewegung wuchs nicht zuletzt dank des großen Stromausfalls in New York im Juli 1977, denn danach waren wie von Geisterhand plötzlich mehr gute Anlagen in den Straßen zu sehen. Zeitgleich zeigten in New York und in England junge Leute, vorwiegend weiße Männer, der etablierten Rockmusik den Stinkefinger – „no Elvis, Beatles or the Rolling Stones in 1977“, sangen The Clash. Beide Bewegungen, Hip-Hop wie Punk, setzten auf DIY statt auf teure Studios und Anlagen und komplizierte Lieder, die *live* gar nicht mehr richtig *performt* werden konnten; die einen verfremdeten Schallplatten, die anderen meinten, dass Gitarre spielen keine lange Übung erfordere. Beide stammten aus Subkulturen, und beide wurden durch die Musikindustrie gezähmt. Seitdem gibt es Superstars und Musikstile für jede Szene, und seitdem ist auf dem Musikmarkt alles zu haben. Gerade weil es Musik für alle gibt, ist ein neuer Sommer der Liebe nicht in Sicht; die Musikindustrie hat ganze Arbeit geleistet und individuelle Musikgeschmäcker in Bauteile zur Selbstsubjektivierung verwandelt. Und ein gewisses Ausmaß an DIY, bei den Hippies, im Hip-Hop und im Punk eher antikonsumistische Strömungen, gehört inzwischen zum guten Ton, zur Selbstausrüstung jeder Person, die etwas auf sich hält (und Zeit und Geld hat), und zur Lebens-



grundlage von Baumärkten: wer etwas Einzigartiges produzieren kann, unterscheidet sich von anderen, und das ist heutzutage viel wert.

Es war einmal ein Gitarrist, der mit seinem unorthodoxen Spiel die ganze Welt verzückte; seine Interpretation der US-Nationalhymne in Woodstock ist ein Meilenstein der Musikgeschichte. 1971 sprach er auf einem Kongress, der die USA dazu veranlasste, sich aus Vietnam zurückzuziehen, und weltweit die Bildung von lokalen Räten anregte. 2021, nach einer langen Karriere, ging er auf Abschiedstournee, und als er auf Fehmarn *This is the*

*End* anstimmte und seine Gitarre verbrannte, war klar, dass eine Ära ihrem Ende entgegenging.

Und wenn er nicht gestorben ist, komponiert er noch heute Gitarrensoli.

Auf dieser Zeitachse leben wir nicht. Sie existiert irgendwo im quantenmechanischen

Universum der Viele-Welten-

Theorie, ist aber für uns unerreichbar.

Hier entstand aus der Gegenkultur etwas,

das als postfordistischer Kapitalismus, Gesellschaft der Singularitäten, neoliberale Globalisierung oder digitalisierte Gesellschaft bezeichnet werden könnte und zugleich durch vielerlei Ungleichzeitigkeiten und Ungleichheiten auf allen Ebenen gekennzeichnet ist. Auf jeden Fall ist eine Gesellschaft entstanden, von der '68 niemand geträumt hätte, deren Tentakel dennoch in diese Zeit zurückreichen.

Ihren Spuren folgt Philip Sarasin in seinem Buch; der rote Faden, der es zusammenhält, ist nicht nur das Jahr 1977, sondern die Prozesse, durch die nach der Revolte Individualität, Identität, Subjektivität, persönliche Freiheit und Selbstverwirklichung entstanden. So divers und oft scheinbar unverbunden die Geschichten auch sind, stets laufen sie darauf hinaus, dass kollektive Bedürfnisse nach Freiheit und einem besseren Leben in individuelle und partikuläre Interessen transformiert wurden.



Manches, was Sarasin schildert, bleibt etwas oberflächlich, bei anderem ist der Bezug zum Sommer der Gegenkultur oder seine Relevanz für heute schwer zu erkennen. Doch insgesamt ist das Buch lesenswert und erhellend. Wenn es denn so ist, dass wir in einer Gesellschaft der Singularitäten leben, in der Waren und Menschen (und erst recht Kulturgüter) umso mehr wert sind, je besonderer sie sind, je mehr sie sich von anderen Waren und Menschen (und Kulturgütern) unterscheiden, dann liefert das Buch diskussionswürdige Anregungen, wie eine solche Gesellschaft entstanden sein könnte und welche Wurzeln sie in der Gegenkultur hat. Und es stellt eine Menge Material für Selbstkritik zur Verfügung – zumindest für jene, die weiterhin an einer anderen Gesellschaft interessiert sind und verstehen wollen, wie sich gegenkulturelle Strömungen, indem sie Vieles und das Ganze aus den Augen verloren, veränderten und sich in unverzichtbare Bausteine der heutigen Gesellschaft verwandelt hatten.

Der Neoliberalismus ist für Vieles verantwortlich, was den Weg in eine andere und bessere Zukunft versperrt, aber bei weitem nicht für alles, und dieses Andere, das mit der neoliberalen Ökonomie eine Art Koalition eingegangen ist (und mit dem angestrebten Wertewandel der Konservativen in den 80er Jahren nichts zu tun hat), die Allgegenwart des Besonderen und Individuellen, des Singulären, müsste neu mit einer allgemeinen Kritik an den Verhältnissen vermittelt werden; ansonsten bliebe es bei vielen Selbstbefreiungen, die sich nur eine Minderheit der hiesigen wie der Weltbevölkerung leisten kann. Ansätze zu einer solchen Vermittlung finden sich in Sarasins Buch, auch wenn das vielleicht selbst gar nicht seine Absicht war.

Philip Sarasin: 1977. Suhrkamp-Verlag, 502 S., 32€.

Insgesamt schwimmt Philip Sarasin mit seinem Buch auf einer kleinen

Welle der Faszination für die 70er Jahre, die für heutige Augen fremd und faszinierend zugleich sind, in denen aber Entwicklungen angelegt waren, deren Ergebnisse uns heute umgeben und das Leben schwer machen. Zwei weitere Bücher transportieren ein Stück der Faszination jener Jahre, zugleich ist in ihnen auch jener rote Faden zu finden, der Sarasins Buch durchzieht. Die Geschichten, die sie erzählen, sind eher noch unzusammenhängender und fragmentarischer, und sie konzentrieren sich mehr auf Musik und die *Kultur* jener Jahre. Wer jene Zeit erlebt hat, insbesondere als Jugendliche\*r oder junge\*r Erwachsene\*r, findet in ihnen, wie bei Sarasin, eine Menge Zeitgeschichte, die sich beim Lesen mit der eigenen Autobiographie verzahnt, und die Lektüre macht schlicht Spaß; wenn noch ein kritischer Anspruch dazu kommt, um so besser. Wer die Zeit nicht erlebt hat, kann die Bücher hingegen wie einen Fantasyroman lesen, in dem Gegenwärtiges mit Fremdem vermischt wurde; möglicherweise macht das die Lektüre sogar noch spaßvoller und erhellender.

Jens Balzer: Das entfesselte Jahrzehnt. Sound und Geist der 70er. Rowohlt, 429 S., 26€. Im gleichen Geist, aber für die 80er Jahre: Jens Balzer: High Energy – das pulsierende Jahrzehnt. Rowohlt, 398 S., 28€.

Ernst Hofacker: Die 70er. Der Sound eines Jahrzehnts. Reclam, 350 S., 28€.

Und jenen, die sich dafür interessieren, wie die heutige Gesellschaft beschrieben werden könnte, sei folgendes Buch ans Herz gelegt:

Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Suhrkamp, 480 S., 20€.

